

Erzählte Kindheiten im Krieg und Nachkrieg in autobiographischen Romanen deutscher Autorinnen

Monika Melchert
Berlin

In den 70er und 80er Jahren fällt in der deutschen Gegenwartsliteratur eine Vielzahl von Büchern auf, die Kindheiten am Ende des Zweiten Weltkriegs und im Nachkriegsdeutschland erinnernd aufarbeiten. Und zwar sowohl in der ost- wie in der westdeutschen Literatur. Es geht in den Romanen, die für den vorliegenden Zusammenhang relevant sind, immer um die Einbettung der erzählten Kindheit in den gesellschaftlichen Kontext. Kindheit wird auf diese Weise zum Anlaß und zum Exempel genommen, gesellschaftliche Vergangenheit durchzuarbeiten. Offensichtlich ist bohrendes Nachfragen und das Durcharbeiten der eigenen Geschichte im Sinne von Trauerarbeit eine spezifische Äußerungsform von Literatur, von Künstlern also, entgegen den weitverbreiteten Verdrängungsmechanismen und auch der Gewohnheit der Masse, Kindheit zu verklären. Das Gemeinsame der hier befragten Literatur ist demnach ihre Fixierung auf das Gedächtnis einer Generation in allen seinen individuellen Ausprägungsformen. Christa Wolf hatte 1976 dafür mit ihrem Roman *Kindheitsmuster* nicht nur innerhalb der DDR-Literatur paradigmatisch gewirkt und entscheidende ideelle Vorgaben geleistet. Bei der Betrachtung dieser Literatur ist stets nach dem Geschichtsbild zu fragen, vor dessen Hintergrund solche Erinnerungsbücher geschrieben wurden, von dem sie ausgehen bzw. das sie in Frage stellen und problematisieren. In der DDR-Gesellschaft hat es offiziell keine Erinnerung gegeben. Dieser pauschale Fakt ist an konkreten Lebensgeschichten im einzelnen zu erkennen.¹ In einer Zeit, da im öffentlichen Diskurs der DDR eine absolut einseitige, ganz und gar unindividuelle Form des Bezugs auf die Vergangenheit (nämlich ausschließlich die antifaschistische) üblich war, haben Schriftsteller dieses Landes begonnen, jene wichtige, für das nationale Selbstverständnis unverzichtbare Erinnerungsarbeit zu leisten: Literarische Erinnerung daran zum Beispiel, woher sie in die sich sozialistisch nennende Gesellschaft gekommen waren. Deshalb schreiben diese Autoren aus der DDR, soviel ist vorab zu ihrer Schreibmotivation zu sagen, ganz bewußt gegen eine Erinnerungslosigkeit an, die beim Umgang mit der Vergangenheit sowohl für den einzelnen wie für ein ganzes Volk verheerende Folgen haben kann. Ihr Schreiben richtet sich also gegen einen Umgang mit Erinnerung, der aus der offiziellen

Geschichtsdarstellung die individuelle Aufarbeitung von gelebtem Leben ausklammert. Sie schreiben dagegen an, indem sie nicht nur das Stoffliche ihrer Kindheitsbiographien rekonstruieren, sondern in den meisten Fällen das Erinnern mit thematisieren. Die Dominanzen bisheriger Geschichtsschreibung und die Konfliktträchtigkeit deutscher Lebensläufe haben in Wahrheit eine viel kleinere Quote von Übereinstimmung. Autoren der mittleren Generation aus der DDR, die sich Romanhaft ihrer Kindheit erinnerten, suchen nach den Ursachen, warum sie so geprägt, d.h. sozialisiert wurden, daß sie in einem autoritär-administrativen System funktionierten, nach außen hin kaum aufbegehrten. Erinnerung soll damit Strukturen aufdecken helfen, die - in der Kindheit angelegt - ihr erwachsenes Leben grundlegend beeinflussen.

Ganz besonders fallen dabei die Bücher von Schriftstellerinnen ins Auge, die sowohl von der Anzahl wie vor allem von der Intensität des Nachfragens hervorstechen. Genannt seien hier zunächst die Romane *Franziska Linkerhand* von Brigitte Reimann (1974), *Amanda* von Imtraud Morgner (1983), *Nest im Kopf* von Beate Morgenstern (1989) sowie *Wenn ich kein Vogel wär* von Rita Kuczynski (1990). Natürlich sind männliche Schriftsteller bei der Aufarbeitung von Kindheitsvergangenheit ebenso betroffen von der inneren Aufgabenstellung zum Beantworten der permanent relevanten Frage: Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind? Dennoch, so zeigt ein Resultat der untersuchten Texte, machen Frauen sich diesen Auftrag offenbar stärker bewußt. Sie sind durch ihre besonderen weiblichen Erfahrungen dafür sensibilisiert, daß sie von konkreten Erziehungseinflüssen ungewöhnlich stark geprägt wurden - das frühe Hineingedrängtwerden in die weiblichen Rollenmuster setzt zumeist schon in der ersten kindlichen Sozialisation ein und zieht sich bis ins Jugendalter als Erziehungsfaktor durch. Die Reaktion der Mädchenfiguren sowohl in der unreflektierten Annahme solcher Prägungen als auch in der allmählichen oder krassen Ablehnung und Abkehr von den vorgeformten Weiblichkeitsmustern prädestiniert sie später, von der Perspektive der erwachsenen, erinnernden Schriftstellerin aus, besonders zugänglich zu sein für die Rekonstruktion dieser frühen Erfahrungen.

Als ein ganz wesentliches Erkenntnisinteresse bei der Rezeption dieser Kindheitsbücher erscheint die Frage, wie einerseits die Mütter-, andererseits die Väterfiguren in den Sozialisationsprozeß der jeweiligen kindlichen Hauptfigur eingebunden

waren. Damit werden Strukturen der Geschlechterivalitäten - zwischen den Eltern, aber auch zwischen Schwestern und Brüdern - aufgedeckt und strukturelle Diskriminierungen besonders in der Mädchensozialisation erkennbar.

Die Autorin Helga Königsdorf trifft auf eine sehr genaue Weise eine nicht nur für sie selbst geltende Intention, wenn sie sich in den historischen Augenblicken der "Wende" in der DDR gezwungen sieht festzustellen:

Geschichte ist etwas Unteilbares. Die Trauerarbeit, auch für diese vierzig Jahre, muß gemeinsam geleistet werden. Wir haben unsere Väter im Stich gelassen. Wir haben als ganzes Volk die Trauerarbeit nach dem Faschismus nicht geleistet. Auch nicht nach dem Stalinismus. Wir haben uns in antifaschistische Traditionen gestellt, das ja, aber das war nicht wirklich unsere Geschichte. (Königsdorf 1989, 16)

Durchaus unterschiedlich ist das, was und wieviel die Kinder jeweils von ihren Vätern über den Krieg und über deren Beteiligung am Krieg erfahren haben. Die während des Krieges heranwachsenden Kinder wissen zwar etwas darüber, wie man den Krieg im Hinterland, d.h. in der Heimat, erlebt, nicht aber, was sich an den Fronten abspielte. Sie wissen und erlebten mit, wie sich ihre Mütter verhalten haben, d.h. auch, wie die Mütter den Kindern das Überleben sicherten, nicht aber, ob der eigene Vater Schuld auf sich geladen hat oder nicht. Auf Angehörige ihrer (etwas älteren) Generation bezogen, reflektiert Christa Wolf diese Schuldbelastung als einen nachträglichen Gewissensdruck, auch wenn die Kinder selbst noch zu jung waren, tatsächlich eigene Schuld auf sich geladen zu haben. Sie vergleicht die Situation, im Nachhinein begriffen zu haben, daß man um ein Haar hätte schuldig werden können, mit dem Schock des Reiters über den Bodensee:

Da ist wohl damit zu rechnen, daß eine tiefe Unsicherheit, ein fast unausrottbares, wenn auch häufig unbewußtes und durch rastlose Tätigkeit überdecktes Mißtrauen gegen sich selbst in vielen Angehörigen dieser Generation zurückgeblieben ist, das sich in ihrem gesellschaftlichen Verhalten - darunter in ihrer Literatur - ausdrücken muß. (Wolf 1986, 50)

Dies ist mit Sicherheit einer der Schreibantriebe, aus denen heraus viele der autobiographischen Kindheitsromane entstanden sind. Es betrifft das Verhältnis zur schuldhaften Verstrickung der Elterngeneration insgesamt.

Zunächst, so ist für die erinnerten Biographien im Krieg und am Kriegsende festzustellen, ist die Welt dieser Kinder von den Müttern umgeben. Wie die Welt der Männer aussieht im Krieg, das verbirgt sich ihrem Blick, ist mit dem Schleier des Geheimnisvollen, weil Außergewöhnlichen, umgeben. Deshalb auch wagen die Kinder häufig nicht, die Väter danach zu fragen. Welche Folgen aber hat das, die Verarbeitung der Erfahrung Krieg betreffend? Zumeist waren die Väter in den frühen Lebensjahren der Kinderfiguren - den ersten Jahren der literarischen Erinnerung - gar nicht anwesend, sie gehörten nicht zu ihrer Lebenswelt. Die Väter waren als Soldat oder Offizier an den Fronten, die kleinen Kinder kannten sie zum Teil noch nicht einmal. Ihre Umgebung wurde ausschließlich von den Müttern erhalten und geprägt. Kamen die Väter dann einige Jahre nach Kriegsende aus der Gefangenschaft nach Hause, bedeutete das einen Einschnitt, der nicht selten von einer bedrückenden Fremdheit zwischen Vater und Tochter gekennzeichnet war. Diese mußte erst überwunden werden. Dabei spielte eine entscheidende Rolle, wie die Väter bereit waren, mit ihren Kindern über das zu sprechen, was sie "draußen" erlebt hatten, oder inwieweit sie sich verschlossen.

Solche einschneidenden Erlebnisse der Romanfigur schildert zum Beispiel Rita Kuczynski. In ihrem Buch *Wenn ich kein Vogel war* wird diese erste Begegnung bei der Heimkehr des Vaters zur Ursache eines gestörten Verhältnisses in allen folgenden Jahren. Dieser Mann kommt als ein Trinker, als ein physisch und psychisch kaputter Mensch aus dem Kriegsgefangenenlager in Sibirien ins Nachkriegsberlin, in eine bis dahin von Mutter und Großmutter dominierte Familie zurück. Für das kleine Mädchen Susanne drückt sich die Fremdheit in dem Unglauben aus, dies könne ihr Vater sein, der da plötzlich in ihr Leben tritt: "Ich hatte ihn nicht vermißt" (Kuczynski 1990, 9). Die Vertrautheit und innere Bindung an die Mutter, die in den Bombennächten ihr Leben geschützt hat, ist so groß, daß auch die doch jedem Kind natürliche Sehnsucht, einen Vater zu haben, diese nicht zu verdrängen vermag. So weigert sie sich, den "Mann, der diese Nacht bei uns geschlafen hat" (ebd. 10), als Vaterfigur anzunehmen, ihm gar mit Zärtlichkeit entgegenzukommen, wie der Vater es erwartet. Seine Reaktion darauf, dem kleinen Kind wütend ins Gesicht zu schlagen, untergräbt jedes Zutrauen und Gefühl des Hingezogeneins.

Später, in den 50er Jahren, erfährt das Mädchen auf erschütternde Weise vom Vater etwas über den Krieg. In betrunkenem Zustand überfallen ihn seine

Erinnerungen an die Kämpfe der Ostfront und lassen sich offenbar nicht wie im Zustand der Nüchternheit kontrollieren und verdrängen. Er ist durch seine nichtaufgearbeitete Vergangenheit, den unterdrückten Schuldkomplex, zu einem seelischen Krüppel geworden. Für die beiden Töchter werden die "Stalingradspiele" zu einer entwürdigenden Tortur. Der Vater zwingt sie in einem makaberen Spiel, mit ihm die Schlacht um Stalingrad zu inszenieren. Gespenstisch anmutend, schildert die Autorin mit den Augen des halbwüchsigen Mädchens das Erlebnisspektrum der Kinder, wie sie im Stechschritt exerzieren müssen, das Wohnzimmer als Schlachtfeld verwüstend, mit eingebildeten Gasmasken robben und schießen müssen, während der Vater kommandiert, Befehle brüllt und die Geräusche einschlagender Granaten imitiert. Die Autorin zeichnet mit diesen ebenso verblüffend naturalistischen wie unglaublichen Szenen, unterstützt durch die gewählte personale Erzählweise, die seelischen Nöte des Mädchens nach, die Verwirrung und Ängste vor dem nächsten Ausbruch des unter Alkohol stehenden Vaters, der - zumal er seine Frau und Töchter auch schlägt - zu einer ausschließlich mit Angst und kindlicher Abwehr besetzten Figur wird. Durch das gewalttätige und zerstörerische Verhältnis, das sich seitens des Vaters zunehmend auch zwischen den Ehepartnern aufbaut, wird nun mehr und mehr die weibliche Solidarität zwischen Mutter und Tochter untergraben. Mit brutalen Restriktionen erreicht es der Mann, daß das Mädchen am Ende zu keinem der beiden Elternteile mehr Vertrauen haben kann. Warum der Vater durch das Erlebnis des Krieges derartig zerstört wurde, kann das Mädchen noch nicht nachvollziehen. In diesem Textbeispiel wird das Kind hineingestoßen in eine Welt des Krieges, die ihm fremd und erschreckend sein muß. Auf grausame Weise wird es mit den Zeichen der Gewalt konfrontiert - unvermittelt und unreflektiert, vollkommen unkindgemäß. Dies ist das eine Extrem eines breiten Spektrums verschiedener Arten, wie Kinder von ihren Vätern etwas über den Krieg erfahren, der - wie die Kinder jeweils wissen oder ahnen - einen gravierenden Einschnitt in ihrem Leben darstellt. Entweder also - so zeigt sich in den literarischen Texten - werden die Kinder mit krassen und ihnen unverständlichen Wirklichkeitssetzen regelrecht überfallen. Oder aber ihnen wird aus Scham jede Information vorenthalten über das, was die Väter im Krieg erlebt und getan haben. Die Eltern wollen ihr Kind abschirmen vor zu viel Wissen über Böses, über Leid und Tod. Ein Motiv des Nicht-Sprechens kann durchaus die Absicht sein,

dem Kind den erwarteten Schrecken zu ersparen, der mit der nackten Wahrheit unumgänglich verbunden ist. Häufig glauben die Erwachsenen schlicht, das könne ihr Kind ohnehin noch nicht verstehen - ohne zu begreifen, daß sie ihm gerade dadurch den Weg versperren, später mit eigenen Problemen umgehen zu können.

Doch je älter die Kinder werden, desto mehr sind sie zu eigenen Urteilen befähigt. So führt auch Rita Kuczynski ihre Figur im Verlaufe des Buches zu der Einsicht: "Weil für den Vater der Krieg nicht aufgehört hat, sucht er den Feind" (ebd. 231). Er wird als ein Mensch erkannt, der nicht fähig ist, den Ausgang des Krieges und den tatsächlichen Umfang der Schuld Deutschlands und damit auch seiner eigenen zu verarbeiten. Dazu würde in erster Linie gehören, seine eigene Biographie anzunehmen und als gerecht zu akzeptieren, daß seine Kriegsgefangenschaft und die Arbeit in den sibirischen Kohlegruben als eine Sühne und Buße zu verstehen waren. Gerade damit kann die Vaterfigur nicht leben, kann Schuld nicht individuell auf sich nehmen. Alexander und Margarete Mitscherlich haben dargelegt, daß es eine verbreitete Reaktionsweise der Deutschen nach 1945 war, wohl eine kollektive Schuld Deutschlands - mit der Hauptbelastung der Führerfigur Hitlers - zu akzeptieren, womit allerdings der einzelne Beteiligte sich im Grunde lossprechen konnte von der Verantwortung, indem man sich einseitig auf die verschiedenen Formen von Befehlsnotstand, von Zwang und Gewalt berief (Mitscherlich 1967, 23, 30). Meiner Ansicht nach ist die Unfähigkeit, seine Biographie wirklich als sein gelebtes Leben anzunehmen und nicht auf den Umstand des Mißbrauchtwordenseins zu reduzieren, eines der schwerwiegendsten Traumata der deutschen Elterngeneration nach dem Nationalsozialismus. Diese Unfähigkeit und Nichtbereitschaft muß sich notwendig als Sozialisationsmuster auf die Erziehung der Kinder im Nachkrieg ausgewirkt haben. Es wird interessant sein, später zu untersuchen, inwieweit auch nach dem nächsten großen Umbruch in der deutschen Geschichte, dem Ende der DDR-Gesellschaft 1989/90, vergleichbare Verdrängungsmuster auf die psychologischen Strukturen der Eltern-Kinder-Beziehungen wirkten.

Ähnlich wie auf die Mädchenfigur bei Rita Kuczynski wirkt in dem Roman *Wir sind arm wir sind reich* (1977) der westdeutschen Autorin Angelika Mechtel die Rückkehr des Vaters aus der Kriegsgefangenschaft. Auch hier findet das Gespräch zwischen den Generationen nicht statt. Dies scheint mir eines der gravierendsten

Versäumnisse zu sein, was sowohl im ost- wie im westdeutschen Kontext an der Sozialisation der literarisch erinnerten Kinderfiguren ablesbar ist. Auch auf die Frage von Mechtels Mädchenfigur in den 50er Jahren weichen die Eltern jedesmal aus, wenn es um den Krieg geht und was sie selber damals getan haben. Vor allem aber über die Vergangenheit Deutschlands besteht im Bewußtsein des Mädchens ein Vakuum, was lediglich Sebastian auszufüllen versucht, ein Landstreicher, zu dem die Heranwachsende Vertrauen faßt. In ihrem Gespräch fällt der Name Bergen-Belsen, von dem sie noch niemals gehört hatte - Sebastian selbst hatte in diesem KZ Jahre seines Lebens zubringen müssen. "Hat dir noch keiner davon erzählt?" fragt er sie. Doch weiß er am besten, warum den Nachgeborenen, den Kindern der Beteiligten, dieses Wissen vorenthalten wird - die Erwachsenen selbst wollen sich damit schützen: "Woher solltest du es schon wissen? Sie reden nicht mehr davon. Sie waren alle dabei, aber keiner will teilgehabt haben" (Mechtel 1977, 49).

Hierin findet sich wiederum das, wozu viele Angehörige der Elterngeneration in jenen Jahren Zuflucht suchten: Indem sie den Kindern nichts oder doch so wenig wie möglich darüber sagten, was sie selbst in der Zeit des Faschismus und im Weltkrieg erlebt und getan haben, glaubten sie, den Konflikt schon umgangen zu haben. Jene Mentalität des Ausweichens aber, worin sich die Unfähigkeit zu trauern ausdrückt, bringt nicht nur psychische Defizite für die Angehörigen dieser Generation selbst hervor. Ein Ausweichen und Umgehen der schmerzenden Stellen im Bewußtsein ist niemals dazu geeignet, Konflikte zu lösen. Es befähigt jedoch vor allem auch die Nachkommenden, die in ihren Wertbildungen zunächst immer auf die Eltern angewiesen sind, nicht zu einer Haltung der erkennenden und begreifenden Urteilsbildung.

Um die Fähigkeit zu trauern zu entwickeln, ist eine besondere Art der Erinnerungsarbeit notwendig, die die Wiederbelebung unserer damaligen Verhaltensweisen, unserer Gefühle und Phantasien einschließt (Mitscherlich 1984, 16),

schreibt Margarete Mitscherlich in diesem Zusammenhang. Das jedoch hat in den Gesprächen mit den Kindern zumeist nicht stattgefunden. Bewußt wurden immer wieder Erinnerungstäuschungen subjektiv zugelassen.

Die Frage, um die es in diesem Kontext jedesmal geht, ist die des gebrochenen Vertrauens. In dem Moment, da die Kinder spüren, daß die Eltern ihnen Wahrheiten verbergen oder vorenthalten, verlieren

sie dieses ganz starke natürliche Zutrauen, das auf der kindlichen Annahme beruht, die Erwachsenen sagten ihnen stets, was richtig ist, und sie hätten immer recht. Dieser Vertrauensschwund muß nicht in jedem Falle zur inneren oder äußeren Loslösung von den Eltern führen, hat aber sehr oft Langzeitfolgen, die sich im erwachsenen Leben der Nachgeborenen auswirken. Diesen Prozeß der bitteren Erkenntnis, daß die Eltern ein unlauteres Spiel spielten und sie, die Kinder, nicht als Partner einweihten in ihre innere geistige Landschaft, schildert sehr präzise der Gedankengang der Protagonistin in Birgit Pauschs 1977 in der Bundesrepublik erschienenen Erzählung *Die Verweigerungen der Johanna Glaufügel*:

Was für Wörter - Kristallnacht, Blitzkrieg, Volksgenosse. Immer war der hell aufbrechende Klang eurer Stimmen, der uns überzeugte, Leuchten in euren Augen, das uns niemals etwas anderes vermuten ließ, als daß ihr ein himmlisches Reich verloren hättet. Und als wir in fremden Büchern die Wahrheit erfuhren - nichts als Blut an den Händen eurer Sturmabteilungen -, da war unser kindliches Vertrauen zu euch entzwei, wir waren allein. (Pausch 1977, 71)

Die Verweigerungen, von denen der Titel des Buches metaphorisch spricht, bedeuten sowohl die nachträgliche ideelle Trennung von der Elterngeneration wie auch die Zurücknahme der weiblichen Hingabe an den Mann, die einer Selbstaufgabe gleichgekommen wäre und Bestandteil der kindlichen Erziehung der Hauptfigur war. Dabei ist es durchaus nicht immer die tatsächliche schuldhaftige Beteiligung der Väter bzw. der Eltern an den Verbrechen des Nationalsozialismus, was die Anklage der Töchter motiviert. Was jedoch Birgit Pauschs Motiv symptomatisch macht für viele analoge Fälle in den erinnerten Lebenserfahrungen der Nachkriegsgeneration, ist das Konstatieren der Vergeblichkeit, der versäumten Zeit: Es ist zu spät. Ein nachholendes Korrigieren des Versäumten ist nicht mehr möglich.

Als ein Charakteristikum dieser Literatur sehe ich die gesteigerte Sensibilität, mit der Schriftstellerinnen ihre Erinnerung an Kindheit und Jugend auf die Ursachen hin durcharbeiten, die in ihrer frühen Sozialisation Defizite und Fehlorientierungen angelegt haben. Ein prägnantes Beispiel dafür gibt Irmtraud Morgner in den Kindheitspassagen von *Amanda. Ein Hexenroman* (1983). Die Erfahrung der kindlichen Laura-Figur, ein Kind und weiblich zu sein, mithin doppelt rechtlos in ihrem Ausgeliefertsein an die

Erwachsenen innerhalb des sozialen Verbandes Familie.

Sie dachte zum Beispiel, warum darf der Vater mich und die Mutter schlagen und die Mutter darf nur mich schlagen und ich darf niemanden schlagen. (Morgner 1983, 59)

Irmtraud Morgners Roman hat den großen Vorzug, den Weg ihrer Figur zur erwachsenen Laura, die vehement für die Gleichstellung der Frauen eintritt, tatsächlich als einen Erkenntnisprozeß zu zeigen, deutlich zu machen also, wie das Kind spezifisch als Mädchen sozialisiert wurde. In den Tagen des Kriegsendes beschließt Laura, Tochter eines Eisenbahnbeamten, Lokführerin zu werden, und legt sich frohgemut die Eisenbahneruniform des Vaters an. Der war kurz zuvor noch zu den "feldgrauen Eisenbahnern" eingezogen worden. Es ist der Augenblick der Freiheit, genau der Einschnitt im Mai 1945, wo das Alte nicht mehr gilt und neue Werte sich noch nicht etablieren konnten. Ihn will das Mädchen nutzen, die Chance ergreifend mit dem natürlichen Empfinden selbstbewußter Entscheidungsfähigkeit. Die aber sollte ihr sehr schnell wieder ausgetrieben werden. Mit dem Anlegen der Eisenbahneruniform bricht sie ein Privileg, ja ein Sakrileg, das bis dahin (solange der Vater da war und die Normalität des Kriegsalltags herrschte) außerhalb ihrer Reichweite gelegen hatte. Nun aber artikuliert sie die Absicht, dasselbe wie ein Mann für sich in Anspruch nehmen zu wollen, da ihre Mutter ihr ohnehin "nichts als Gehorsam" vorleben konnte. Der aus dem Krieg heimkehrende Vater allerdings erklärt das Mädchen für schwachsinnig: Eine Frau in Uniform - das paßt nicht in sein Weltbild. Er steckt sie autoritär ins Bett, als Zeichen der männlichen Macht, ja der väterlichen Gewalt. Lauras Ansprüche werden gar nicht ernst genommen: "Als ob du nicht Spielzeug genug hättest", so der Vater. Apodiktisch wird von ihm verkündet: "Lo-kfüh-re-ris-tein-Mä-nnerbe-ruf" (ebd. 103) und damit das weibliche Geschlecht in seine scheinbar naturgegebenen Grenzen zurückverwiesen. In jeder Hinsicht aber wird eine Einschränkung der väterlichen Autorität, gar eine Diskussion über das Tun und Lassen des Vaters im Krieg unterbunden.

Von besonderem Interesse ist der Fall der Schriftstellerin Helga M. Novak (Jahrgang 1935), die ihre Nachkriegs-kindheit und Jugend in Ostdeutschland/der DDR verlebt, ihre Bücher später jedoch bereits in der Bundesrepublik schreibt. In ihrem autobiographischen Roman *Die Eisheiligen* (1979) ist die ich-erzählende Mädchenfigur von klein auf in problematische Beziehungen mit den

Adoptiveltern verstrickt. Der Pflegevater Karl ist bereits zu alt, um noch Soldat werden zu müssen. Als Achtjährige hört das Kind den Vater sagen: "Selbst wenn wir den Krieg gewinnen, kriegen sie mich nicht in die Partei. Mich nicht" (Novak 1979, 81). Auch die Adoptivmutter, von dem Mädchen "Kaltessophie" genannt - was auf das frostige Verhältnis zwischen Mutter und Tochter hinzielt -, tritt der NS-Frauenschaft nicht bei, und zwar unter dem Vorwand, die Kleine sei ein "schwieriges Kind", das all ihre Zeit okkupiere. Über die straffe Organisation in den Schulen aber fühlt sich das Mädchen in dieser Zeit ganz in die faschistische Ideologie integriert. Weder schulische noch familiäre Erziehung geben ihr eine andere Orientierungsmöglichkeit. Im letzten Kriegswinter, von der Evakuierung an die Oder nach Erkner bei Berlin zurückgeflüchtet, hält die etwa Zehnjährige eine euphorische "Rede an den Führer, daß wir den Russen Beine machen werden" (ebd. 172). Doch nach der Niederlage Hitlerdeutschlands kommt es zum Umbruch alles bisher Geltenden. Etwas, was für mehrere Generationen junger Deutscher nach der Niederlage charakteristisch wurde, betrifft auch diese Mädchenfigur: Um offen sein zu können für das Neue, was gesellschaftlich unmittelbar auf die Niederlage des NS-Reiches folgte, wurde Vergangenes übergangslos verdrängt - eine innere Abwehrtaktik des Bewußtseins, der Versuch, die Erinnerung an die Jahre nationalsozialistischer Herrschaft und die eigene Einbindung in diese Zeit zu verdrängen, was natürlich niemals vollständig gelingen kann.

Das Kind - in besonderem Maße nach Werten suchend - ist bereit, an die Stelle der plötzlich nicht mehr geltenden Normen nahezu abrupt und mit großem inneren Engagement eine neue Wertordnung zu setzen, besser noch: sich vorsetzen zu lassen. Dort, wo ein längerer Übergangsprozeß der inneren Auseinandersetzung, des Fragens und der Scham über das eigene Mitmachen, eine Phase der Reue hätte einsetzen müssen, um das eben zu Ende Gegangene verarbeiten zu können, greift viel zu schnell eine entgegengesetzte Ideologie Platz. So wurde gerade verschüttet, was an Schuld- und Schampotential natürlicherweise in den Heranwachsenden dagewesen sein muß. Und in ihrer Entwicklung kommt es dazu, daß eine entscheidende Stufe praktisch ausgelassen wird. In der Beobachtung des Lebenszyklus von Kindern zu Erwachsenen zeigt sich, "daß nämlich der Übergang in eine je neue Lebensphase nur in dem Maße zu gelingen scheint, indem die je vorhergehende auch wirklich erreicht wurde" (Lenzen 1985, 324).

Andernfalls können später empfindliche Störungen auftreten. Gerade dies zeigt sich an vielen Entwicklungsverläufen junger Deutscher der Kriegs- und Nachkriegsgeneration, für die die hier untersuchten literarischen Figurenmuster exemplarisch gelten können. Von den Erwachsenen wurden die Kinder und Jugendlichen nicht zum Nachfragen angehalten, wurde ihnen dieses so notwendige Innehalten nicht vorgelebt.

Als im Herbst 1945 für das Mädchen im Roman *Die Eisheiligen* die Schule wieder beginnt, ist zunächst ein Wertevakuum da. Mit den Worten: "Daß du mir nicht aus Versehen Heil Hitler sagst zu den Lehrern" (Novak 1979, 161) wird sie in die Schule geschickt und empfindet nichts als Angst, eine bodenlose Unsicherheit. Doch gerade in dieser Situation sind Kinder und Halbwüchsige besonders stark beeinflussbar und dem Neuen gegenüber aufgeschlossen. Der jetzige Schuldirektor, ein ehemaliger KZ-Häftling, sowie die zum Teil bereits ausgewechselten Lehrer vermitteln den Schülern eine ihnen bisher unbekannte Welt. Die Identifikation mit den neuen Werten erscheint möglich. Das Mädchen sieht in den ersten Andeutungen einer neuen sozialen und politischen Ordnung im Osten Deutschlands, die ihnen in Umrissen erläutert wird, eine Chance, sich einbringen zu können, erstmals als sie selbst gebraucht und geachtet zu werden - was bisher gänzlich außerhalb ihrer familiären und sozialen Stellung lag. Da jedoch bricht der Konflikt zwischen Kind und Eltern erst richtig auf, nun hat er neben dem privaten einen handfesten außerfamiliären Grund: das Gegeneinander zwischen politischem Engagement der Tochter und dem Duckmäusertum der Erwachsenen. Das Mädchen ist begeistert für alles, was die Eltern ablehnen, was sie ihm geradezu verbieten, wie FDJ-Beitritt, Bücher kommunistischen Inhalts. Das führt am Ende, bei dem fünfzehnjährigen jungen Mädchen, zum völligen Bruch, zur krassen Abkehr vom Elternhaus. Die Eltern sind dagegen, daß sie auf die Oberschule geht, denn dort - so begründen sie ihre Ablehnung - lerne sie alles aus kommunistischer Sicht. Jetzt zeigt sich die sehr indifferente politische Haltung des Adoptivvaters Karl, der Hitler und Thälmann grundsätzlich gleich setzt. Je mehr das Mädchen heimlich und in eigener Verantwortung tut, desto mehr entfremden sich beide Generationen voneinander. Ein gleichberechtigtes Gespräch über Fragen, die dem Kind erklärt werden müßten, hat es in dieser Familie ohnehin nie gegeben. So wirft die Heranwachsende, auf der Suche nach einer neuen Zugehörigkeit, an die sie sich ganz hingeben kann -

den Eltern ihre Anpassung während des Faschismus vor. Damit ist etwas verspielt, was die Eltern hätten nutzen können, um die Tochter auf die Widersprüche des Lebens vorzubereiten - die Kommunikation bricht nun völlig ab. Das Beispiel eines häuslichen Dialogs über Entlassungen von Richtern, Lehrern usw., die schon während des Nationalsozialismus im Amt waren, zeigt Eltern und Tochter auf getrennten Ufern stehend:

"Du würdest uns wohl am liebsten alle entlassen, Eltern, Großeltern, einfach alle?" -

"Ja alle, denn ihr habt alle Schuld." (ebd. 316)

Die Tiefe der Kluft zwischen beiden Seiten, die zugleich den krassen Bruch in der Entwicklung des Kindes anzeigt, ist in ihrer vollen Schärfe nur dann zu verstehen, wenn man in Rechnung stellt, daß das Mädchen von klein auf Demütigungen ausgesetzt war, die zu seinem völligen Ausgeliefertsein an die elterliche Macht beitrugen. Jahrelang wurde ihm seine Nichtswürdigkeit suggeriert und die "Gnade" der Adoptivmutter Kaltesophie, es überhaupt bei sich aufgenommen zu haben. Als Mädchen war sie zusätzlich nichts wert. Die Domestizierung dieses eigenwilligen Mädchens, als Findling abgewertet, wird mit der Forderung des kindlichen Versprechens betrieben, willig, fügsam, dankbar und gehorsam zu sein.

Erst von diesen Voraussetzungen her wird die starke Mobilisierung innerer Kräfte auf einem Weg erkennbar, den die Hauptfigur zurücklegt aus der zunächst eher ohnmächtigen Opposition gegen die Eltern zu einer derart prononciert vorgetragenen Entscheidung für die neue Sache des "sozialistischen Aufbaus" im Osten von Nachkriegsdeutschland. Im zweiten Teil des Romanwerks, *Vogel federlos*, den Helga M. Novak einige Jahre später vorlegte, wird dann allerdings die Entwicklung der jungen Oberschülerin aus ihren tief widersprüchlichen Erfahrungen mit der sozialistischen Staatsmacht, der Gewalt der neuen Obrigkeit und der Unnachsichtigkeit der SED heraus in die Krise geführt. Indem die Literatur auf diese Weise nationale und persönliche Vergangenheit durcharbeitet, leistet sie - besonders wichtig für die heutige Phase der deutschen Wiedervereinigung - einen Beitrag dazu, in der ideellen Verständigung innerhalb einer Kultur Wege zu bahnen zum Umgang mit Geschichte, der dieser Vergangenheit nicht ausweicht, sondern sie als notwendige und unaustauschbare Vorbedingung der Gegenwart beider Teile des deutschen Volkes versteht.

Was nun innerhalb dieses literarischen Kontextes die Bücher von Frauen anbelangt, so ist das

Bewußtmachen ganz spezifischer, individueller authentischer Erfahrungsmuster in den erzählten Mädchenkindheiten vor allem als ein Beitrag aufzufassen zur Überwindung von weiblicher Sprach- und Geschichtslosigkeit. Nach Unterschieden und Besonderheiten von männlicher und weiblicher Sozialisation in der Kindheit wird in den Büchern seit den 70er Jahren auf jeden Fall deutlich gefragt. Das markiert eine wesentlich neue, gegenüber historischen Texten über Kindheiten veränderte Leistung der Erinnerungsbücher an Kindheitsentwicklungen. Hier sehe ich tatsächlich einen auch inhaltlich relevanten Unterschied der Romane von Schriftstellerinnen gegenüber denen von männlichen Autoren. Daß dieses spezifisch weibliche Bewußtsein in der Bundesrepublik zeitlich früher einsetzt als in der Literatur der DDR - zumindest in größerem Umfang -, hängt zusammen mit der Entwicklung der neuen Frauenbewegung, die im Westen Deutschlands bereits in den frühen 70er Jahren angekommen war. Eine wichtige Ausnahme unter den DDR-Autorinnen machen allerdings in dieser Hinsicht die Bücher von Irmtraud Morgner und Brigitte Reimann. Selbstverständlich gibt es in der jüngeren deutschen Literatur genügend Beispiele auch dafür, wie männliche Autoren hochsensibel und literarisch gültig die Aufarbeitung der eigenen kindlichen Vergangenheit darbieten, so in den Büchern von Peter Weiss, Franz Fühmann, Wolfgang Trampe, Peter Härtling, Klaus Schlesinger oder natürlich von Günter Grass oder Stephan Hermlin. Aber die vorgefundenen Texte zeigen, daß Frauen diese persönlichsten, oft tief vergrabenen Erinnerungen vorbehaltloser durcharbeiten und mitteilen, sich ihnen ohne Rücksichten auf eigene Verletzbarkeiten und Empfindlichkeiten stellen. Das hat zu tun mit dem mehr oder minder starken Bewußtsein der Autorinnen, daß die Bilder, die sich Männer bzw. die männlich normierte Gesellschaft von Frauen machen - Bilder, wie sie in den Erziehungsregeln Manifest werden -, in vielem nicht dem tatsächlichen Erleben, den Erfahrungsbereichen und der Erfahrungspraxis von Frauen entsprechen. Die ganz besonderen Prägungen, die nur ihnen auferlegt wurden, weil sie Mädchen waren, stellen die Autorinnen in ihren Erzählungen heraus.

Es hat sich aus meinen Textuntersuchungen und auch in den Gesprächen mit Schriftstellerinnen ergeben, daß Frauen mindestens zwei Motiven folgen, wenn sie ihre Kindheit literarisch nachzeichnen: Einmal ist es überhaupt die Intention, spezifische, individuell erfahrene Herkunft und generationstypische Prägungsmuster aufzuhellen, vor dem Vergessenwerden zu bewahren, d.h. auch

als eine Erfahrung an die folgenden Generationen (der Töchter) weiterzugeben. Dadurch kann eine zusätzliche überindividuelle Dimension dieser Literatur erreicht werden. Zum anderen sehen offenbar viele Autorinnen in dieser Literatur auch für sich als Frau die Chance, ihre besonderen weiblichen Erfahrungen zu artikulieren, das, was ihnen in der Sozialisation als Mädchen widerfahren ist, als eine andere, sehr eigene Erfahrung deutlich zu machen - und gehört zu werden. Auf dem unmittelbaren Erleben, welche Rolle Frauen zugewiesen wurde und wird, ihnen selbst, den Müttern oder den Frauen ihrer Umgebung, gründet sich der Anspruch, den "langersehten Subjektstatus endlich zu erlangen" (Weigel 1989, 144). Damit aber wird das Heraustreten der Frauen aus der Geschichtslosigkeit befördert, indem die Autorin die ihr gegebenen Möglichkeiten des Wortes nutzt, Biographie im Sinne von individueller, exemplarischer Lebens- und Erfahrungsgeschichte literarisch zu gestalten und festzuhalten. Denn in allen jenen literarischen Beispielen, die hier betrachtet wurden, wird das weibliche Ich als ein jeweils besonderes Subjekt verstanden und das spezifische Spektrum weiblicher Sozialisationsmuster beschrieben. Frauen haben dabei einen ausgeprägten Blick für früh einsetzende soziale Differenzierungen; soziale Prozesse der Kindheit und Jugend im Nachkrieg werden, wie sich an den Texten zeigt, sehr deutlich wahrgenommen. Mit einem wachen Bewußtsein für Linien, die in der Kindheit und Jugend angelegt wurden, schreiben Autorinnen in ihre Figurenentwicklungen das ein, was die erwachsenen Frauen später in die eine oder andere Richtung gehen läßt.

Eine Besonderheit des weiblichen Umgangs mit der Vergangenheit ist das Deuten der erinnerten Prägungen: Frauen neigen unbedingt dazu, diese nicht nur zu erzählen, sondern sie zu deuten, ihnen stets eine Auslegung mitzugeben. In den Texten schlägt sich das u.a. darin nieder, daß die sich erinnernden Hauptfiguren über die Veränderungen bewußt nachdenken, die sich in ihrer Psyche ergeben haben. Offenbar ist dies ein weiblicher Zug, der auch herrührt aus spezifisch den Frauen zugeschriebenen "weiblichen", d.h. integrativen oder konsensfördernden Denk- und Verhaltensweisen, die sie unterscheiden von den strikt auf Effizienz und ein Ziel ausgerichteten überwiegend "männlichen" Verhaltensstrukturen. Ich denke, daß dies beispielsweise zusammenhängen könnte mit der weiblichen, ja auch mütterlichen Komponente im Umgang mit Kindern, der Fähigkeit und Bereitschaft also zu erklären, die Welt in ihren Erscheinungen zu

deuten. Dieser Zug sollte keineswegs verabsolutiert werden als charakteristisch für "die" Frauen. Doch vergleicht man etwa die Texte von Katja Behrens, Beate Morgenstern oder Rita Kuczynski mit den Kindheitsgeschichten in der Prosa von Uwe Johnson oder Christoph Hein, so ist auffällig, daß der männliche Autor die Koordinaten solcher prägender Einflüsse exakt und präzise mitteilt, die auf die Kinderfiguren einwirken, die Deutung jedoch dem Leser überläßt. Dadurch kommt in die Erinnerungsliteratur weiblicher Erzähler häufig ein interpretatorischer, vermittelnder Zug. Ästhetisch drückt sich das teilweise in der Wahl der personalen, medialen Erzählperspektive aus - wodurch das Geschehen sichtbar gedeutet wird-, im Einzelfalle, wie bei Helga Schütz, auch in einer konsequent kindlichen Figuresicht auf die Welt. Zum anderen zeigt es sich in einer einführenden, tief in die Psyche der Figuren hineinsteigenden Darstellungsweise überhaupt. So kann ein Zugang zu dieser komplizierten und widersprüchlichen geschichtlichen Phase im Nachkriegsdeutschland, in welcher die erinnerten Kindheiten lagen, erleichtert werden. Dies nun gerade ist die wesentliche Leistung, die von der Literatur seit den 70er und 80er Jahren erbracht wurde: zu fragen, wie weit wir unserer eigenen Geschichte ins Auge sehen, weil konsequent den Spuren nachgegangen wird, die zu den Resultaten der Verhaltensmuster in der Gegenwart der beiden Teile der deutschen Gesellschaft geführt haben.

Literatur:

- Behrens, Katja. *Die dreizehnte Fee*. Berlin 1985.
 Königsdorf, Helga. "Menschenwürde oder Der Schlaf der Vernunft." *Wochenpost* (Berlin) 46 (1989).
 Kuczynski, Rita. *Wenn ich kein Vogel wär*. Berlin 1990.
 Lenzen, Dieter. *Die Mythologie der Kindheit*. Reinbek 1985.
 Mechtel, Angelika. *Wir sind arm wir sind reich*. Stuttgart 1977.
 Mitscherlich, Alexander und Margarete. *Die Unfähigkeit zu trauern: Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München 1967.
 Mitscherlich-Nielsen, Margarete. "Die Notwendigkeit zu trauern." In: *Psychoanalyse und Nationalsozialismus*. Ed. Hans-Martin Lohmann. Frankfurt am Main 1984.
 Morgenstern, Beate. *Nest im Kopf*. Berlin und Weimar 1989.
 Morgner, Irmtraud. *Amanda: Ein Hexenroman*. Berlin und Weimar 1983.
 Novak, Helga M. *Die Eisheiligen*. Darmstadt und Neuwied 1979.
 ---. *Vogel federlos*. Darmstadt und Neuwied 1982.
 Pausch, Birgit. *Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel*. Berlin 1977.
 Reimann, Brigitte. *Franziska Linkerhand*. Berlin 1974.
 Schütz, Helga. *Vorgeschichten oder Schöne Gegend Probststein*. Berlin und Weimar 1970.
 Weigel, Sigrid. *Die Stimme der Medusa: Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*. Reinbek 1989.
 Wolf, Christa. *Kindheitsmuster*. Berlin 1976.
 ---. *Die Dimension des Autors: Aufsätze, Gespräche, Reden*. Vol. 1. Berlin und Weimar 1986.

¹ In einem Werkstattgespräch sagte mir die Ostberliner Schriftstellerin Beate Morgenstern, daß sie in ihrem Roman *Nest im Kopf* gerade ihre spezifische Herkunft aus einer evangelischen Pfarrersfamilie als Erinnerung weitervermitteln und nicht unterdrücken wollte. Meiner Erfahrung nach ist uns als Volk unsere Erinnerung, unsere Besinnung auf die eigene Geschichte nie wirklich abgefordert worden, heute ebenso wenig wie damals.